



MONATSBRIEF

Juni 2026

Geschlechertypische Rollenbilder im Sozialbereich

Liebe Leserinnen und Leser

Menschen pflegen und betreuen ist zumindest in der Schweiz eine klassische Frauendomäne. Viele andere europäische Länder sind hier weiter fortgeschritten. Dies belegen die Abschlüsse der beruflichen Grundausbildungen und der höheren Berufsbildung deutlich. Obwohl der Sozial- und Gesundheitsbereich in den letzten Jahren stark gewachsen ist, sind Männer nach wie vor stark untervertreten. Woran liegt das?

Soziale Rollenbilder und geschlechertypische Fähigkeitszuschreibungen scheinen sich hierzulande hartnäckig zu halten. «Sich sorgen», «Betreuen» oder «Pflegen» werden in der Vorstellung vieler Menschen mit typisch weiblichen Attributen in Verbindung gebracht. Ergo bleiben diese Berufe in Frauenhand von der Grundausbildung bis hin zur Tertiärbildung. Ein System, das sich durch Vorurteile selbst füttert und über Jahrzehnte hinweg aufschaukelt.

Die Erst-Berufswahl ist oft noch geschlechterspezifisch orientiert. Trotzdem zeichnet sich allmählich ein Wandel ab. In der Gesellschaft brechen Geschlechterstereotypen auf; zum Glück! Vermeintliche Gewissheiten darüber, was ein Mann oder eine Frau ist und wie sie zu sein haben, werden in Frage gestellt. Skandinavische Länder machen es vor, hier ist die geschlechterspezifische Zuordnung von Berufen längst aufgehoben und undenkbar. Frauen im Ingenieurwesen und Männer in Pflegeberufen sind dort eine Selbstverständlichkeit, über die nicht einmal diskutiert wird.

In der Betreuung und Pflege arbeiten Frauen mittlerweile längst nicht mehr nur an der Basis, sondern sind auf allen Führungsebenen anzutreffen. Dies auch deshalb, weil hier Angebote geschaffen worden sind, dank denen Erwerbstätigkeit, Familie und Weiterbildung miteinander kombinierbar sind. Die zunehmende Professionalisierung und die vielfältigen Entwicklungs- und Karrieremöglichkeiten können aber nicht verhindern, dass Pflegenden und Betreuenden sich oft überlastet fühlen und ihren Beruf wieder verlassen. Dabei sind oft nicht die Löhne, sondern die Arbeitsbedingungen der Grund. Dass der Gesellschaft Ressourcen fehlen, ist bekannt. Pflege und Betreuungsarbeit im Pflegeheim ist physisch anstrengend und psychisch herausfordernd. Wenn in Diskussionen um Gesundheitskosten diese Funktionen bloss als «Kostenfaktor» wahrgenommen werden, den es zu minimieren gilt, muss man sich auch nicht über die hohe Zahl an Abgängen aus dem Gesundheits- und Sozialbereich wundern. Nach drei Jahren sind es noch knapp die Hälfte, die im Beruf bleiben.

Ich behaupte, dass es im Vergleich mit anderen Branchen trotzdem viele Gründe gibt, einen Beruf im Sozial- und Gesundheitswesen auszuüben.

Die Sinnhaftigkeit von sozialen Berufen muss künftig für beiderlei Geschlechter von Beginn an aufgezeigt werden. Die Attraktivität der Branche unter dem bereits jetzt hohen Mangel an Fachkräften muss mit flexiblen Arbeitsmodellen und Karrieremöglichkeiten in unterschiedliche Richtung weiter gesteigert werden. Sozial- und Gesundheitsberufe vermitteln

buchstäblich einen Sinn und gewährleisten einen sicheren Arbeitsplatz, was gerade in Krisenzeiten sehr wertvoll ist; für Frauen und für Männer. Zudem muss vermehrt darauf hingewiesen werden, dass Berufe im Sozial- und Gesundheitsbereich nicht einfach Empathie und Fürsorglichkeit erfordern, sondern auch ein hohes Mass an Verantwortungsbereitschaft, an Fachlichkeit und Belastbarkeit.

Ich finde es bedenklich, wenn in politisch-öffentlichen Diskussionen noch das Bild der karitativ und selbstlos agierenden Pflegenden hervorgeholt wird, die als Frau einfach viel besser für diesen Job geeignet ist als ein Mann; am liebsten noch in Form von Gratisarbeit.

Bewohnende in Pflegeheimen sind mehrheitlich über 85-jährig und gehören noch zur Generation, in der vor allem Frauen ihre Bedürfnisse stark zugunsten des Ehemannes oder der Familie zurückgestellt und sich stärker auf die Allgemeinheit fokussiert haben. Bald folgen jedoch Generationen, denen Mitbestimmung und Selbstverwirklichung wichtiger ist. Daraus werden sich Veränderungen für die Pflegeinstitutionen ergeben.

Meine Erfahrung zeigt: Fähige und willige junge Frauen so früh wie möglich in Führungspositionen bringen. Ihnen die Möglichkeit geben, in entsprechenden Funktionen Führung zu übernehmen, Team-Leadership zu «schmecken». Und sie sollen auch Fehler machen dürfen. Auch wenn viele sich dies zu Beginn oft nicht zutrauen; sie stellen schnell fest, dass Leitung auch Spass macht und wie sie daran lernen und reifen. Beruflich wie privat.

Immer wieder wird gesagt, Frauen in Führungspositionen seien partizipativer und beziehungsorientierter als Männer, diese hingegen entscheidungsfreudiger und mehr wettbewerbsorientiert. Darüber gibt es unzählig viele Abhandlungen. Vieles mag richtig sein, anderes ist nur Mist. Wiederum nur gemacht, um der einen oder anderen Seite recht zu geben und um neue und unglückselige Vorurteile zu schaffen.

Man muss sich eine Gesellschaft wünschen, in der die Jungen sich geschlechtsunabhängig frei entfalten können und in der sie sichere Bindungen erfahren und geschützt aufwachsen können. Viele Ansichten von heutigen selbsternannten demagogischen Staatsführern gehen leider in die umgekehrte Richtung. Und die haben genug hirnlose JüngerInnen, die ihnen nach dem Munde reden.

Peter Ducommun
Institutionsleiter